



**„Das menschliche Gedächtnis ist eben auch selektiv“ –
Carsten Gansel und Irina Liebmann im Gespräch**

Carsten Gansel, Gießen & Irina Liebmann, Berlin

ISSN 1470 – 9570

**„Das menschliche Gedächtnis ist eben auch selektiv“ –
Carsten Gansel und Irina Liebmann im Gespräch**

Carsten Gansel, Gießen & Irina Liebmann, Berlin

Irina Liebmann gehört zu den renommierten deutschen Autorinnen, die für ihre Texte mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet wurden, darunter mit dem Preis der Leipziger Buchmesse (2008) und dem Uwe-Johnson-Preis (2020). In ihren Theaterstücken, Erzählungen und Romanen spielen Fragen der Erinnerung eine gewichtige Rolle. In dem Gespräch geht es u. a. um Aspekte der Poetologie, die Rolle von Literatur vor und nach 1989 wie auch um zentrale Koordinaten von Gedächtnis und Erinnerung.

CG: Lassen Sie uns im Gespräch zunächst auf Ihr erstes Buch kommen, „Berliner Mietshaus“, das 1982 erschien. Im „Berliner Mietshaus“ findet man ganz zu Anfang eine Aussage, die für Ihre Poetologie interessant ist. Sie schreiben hier: „Wenn man an einer Tür klingelt und mit dem Menschen, der öffnet, ins Gespräch kommt, erhält man eine Momentaufnahme von einem ganz bestimmten Punkt in diesem Prozeß“. Und, wenn man dann weiter an anderen Türen klingelt, dann ergibt sich eine – so heißt es – „aus dem einmaligen ins Unendliche gespiegelte Montage solcher Lebensausschnitte, zusammengefasst durch den gemeinsamen Wohnort“. Das war Ihnen, so vermute ich, von Beginn an wichtig, die Momentaufnahme, das Zufällige und die Montage. Wenig später betonen Sie auch, dass Sie kein Frageschema hatten, sondern sich auf den Prozess eingelassen haben. Warum eigentlich dieses Vorgehen? Denkbar wäre durchaus gewesen, wiederkehrende Fragen parat zu haben, die abgewandelt worden wären.

IL: Nein, also ein Frageschema hätte ich nie, niemals gewollt! Im Gegenteil, ich sah das so wie einen Weihnachtskalender, eine Tür geht auf und dahinter findet sich eine Überraschung. Und ich war ja auch im Grunde bereits geschult durch Reportagen. Da hatte mich immer das Lebendige interessiert, also das, was ich nicht weiß.

CG: Also keine Bestätigung dessen, was Sie schon wissen. Es ging Ihnen wirklich um „den Bratkartoffelgeruch des Alltags“, wie es einmal heißt. Kann man das so sagen?

IL: Ja, aber nicht nur. Ich habe verstanden, dass sich aus der Menge ein Ganzes ergeben muss und das ist vielleicht wahrhaftiger als wenn ich jetzt nur einen Faden rausnehme. Und da komme ich auch in eine dritte Dimension und es bleibt nicht nur zweidimen-

sional, das war ganz klar. Und erst da erscheint die Überraschung und das Sinnliche, das Unabgegrenzte. Darum wollte ich von Anfang an auf das eingehen, was die Leute erzählen wollen.

CG: Meinen Sie mit Anfang Ihren Start im Journalismus, mal vereinfacht gesagt?

IL: Ja, für meine Reportagen war ich in Betrieben, ich wollte immer in Betriebe gehen. Die DDR war ja so ein werktätiges Land, die Arbeit war das Wichtigste. Ich war von der Hochschule gekommen, wusste darüber gar nichts, ich kam aus einer Akademiker-Familie wie es heute heißen würde, und ich wusste nicht, wie das mit der Arbeit aussieht in den Betrieben. Was machen die da und wie machen die das? Ich war dann sehr, sehr gerne in diesen Betrieben, und das ist vielleicht die wichtigste Erfahrung meiner Arbeit als Journalist, als Reporter gewesen, dass ich die Betriebe der DDR kennenlernte. Erzählt man heute davon, klingt das fast so, als ob man Leuten etwas aus einem Märchenland erzählt.

CG: Sie beziehen sich auf die Atmosphäre, die es in den Betrieben in der DDR gegeben hat.

IL: Es war ein unwahrscheinlich, wie soll ich das als Außenstehende sagen, kameradschaftlicher Umgangston. Also eine ziemliche Gleichheit und keine Buckelei vor irgendwelchen Obrigkeiten. Im Gegenteil, wenn da einer vorbei ging, aus der oberen Etage, dann wurde das kommentiert, je nachdem wie er bei den Leuten ankam und was er für Beziehungen zu ihnen hatte. Es gab Werkleiter, die waren so was von angesehen, ich würde über einen von ihnen gerne heute noch etwas schreiben. Angesehen auf Grund ihres Könnens und auch ihrer Hinwendung zu ihren Leuten. Im Unterschied zur Gesellschaft heute spielten Statusfragen kaum eine Rolle.

CG: Anfang der 1990er Jahre gab es eine Ausstellung in Berlin mit Portraits von Arbeitern, Männern und Frauen. Die blickten voller Selbstbewusstsein in die Kamera. Auch im Wissen um ihre Fähigkeiten. Der Soziologe Wolfgang Engler hat zu dieser Ausstellung geschrieben: „So werden einfache Arbeiter nie wieder blicken.“

IL: Ja ganz genau.

CG: Das ist ein Punkt, der Leute gegenwärtig hoch sensibel macht, weil sie bemerken, dass je weiter sie in der vermeintlichen Stufenleiter unten stehen, desto mehr werden sie abgewertet. Das frühere Selbstbewusstsein, das ist weg, es ist verschwunden.

IL: Sie werden einfach gar nicht gesehen. Und wir sollen alle genauso werden, ohne Selbstbewusstsein. Oder, wenn heute etwa gesagt wird, „ach so, und dann hast du Karriere gemacht“. Das ist eine Sehweise, die gab es, meine ich, im Osten gar nicht. Im Gegenteil, die Leute haben gesagt, ich will keine Karriere machen. Denn, wenn ich das noch mache und jenen Posten noch übernehme, dann habe ich viel zu viel Verantwortung. Das brauche ich nicht.

CG: *Sie kennen sicher den Roman von Erich Loest „Es geht seinen Gang oder Mühlen in unserer Ebene“, der 1978 erschien.*

IL: Nein.

CG: *Der Roman spielt in den 1970er Jahren und die Hauptfigur, Wolfgang Wülff, weigert sich „Diplomer“ zu werden, weil er dann nämlich genau das machen muss, was Sie soeben beschrieben haben. Er müsste als Diplomingenieur mehr Verantwortung tragen, und das will er nicht. Erich Loest hat berichtet, dass dahinter Erfahrungen seiner Kinder standen. Die haben mit 25 Feste gefeiert: „Noch vierzig Jahre bis zur Rente“. Es ging ihnen gar nicht darum, dann in den Westen reisen zu können. Die waren Mitte 20, hatten zu Ende studiert, sie hatten ihre Arbeit, sie waren verheiratet, hatten ein kleines Kind, ein kleines Auto, einen Trabant. Und da meinten sie, dass in den nächsten 40 Jahren nicht mehr viel passiert.*

IL: Ja, das war auch eine Seite der Arbeitersicht, die der Funktionär ungern sah. Der Arbeiter wollte Arbeiter bleiben. Aber in der Theorie sollte der Arbeiter Teil der herrschenden Klasse werden oder sie sein, und das ist ein großer Widerspruch. Mir ist schon lange klar geworden, dass das Geheimnis der Angehörigen der herrschenden Klasse nicht darin besteht, dass sie tolle Wohnungen haben oder Yachten oder sehr viel Geld, sondern dass sie in ihrer Stellung im Produktionsprozess mit jeder Entscheidung auch politische Entwicklungen beeinflussen können. Es geht gar nicht anders, und genau das heißt „herrschende Klasse“. Dies bedeutet, ein Arbeiter kann wirklich nur zur herrschenden Klasse gehören, wenn er in die oberen Schichten der Leitung aufrückt. Und das sollte er ja auch. Aber, wenn er aus seinem Häuschen mit Garten und 10 Hühnern kommt, möchte er das nicht. Und er hat ja auch vollkommen Recht, das sinnliche Leben, das ist viel schöner. Damit kannte er etwas, was die anderen nicht kannten, die im Westen auf zahlreichen Internaten dazu gebracht worden sind, untereinander zu konkurrieren. Das brauchte der Arbeiter im Osten nicht. Und außerdem will ich noch dazu sagen: Es müssen diese Umstände sehr viele Leute im Westen sehr genau erkannt

haben. Ich meine, vor allem daraus ergab sich nach 1989 die Einstellung: „Wir schicken euch alle erst einmal zum Arbeitsamt, und da werdet ihr sehen, was ihr wirklich seid.“

CG: Es ist dies ein Vorgang, egal, ob er bewusst oder nicht bewusst in Gang gebracht wurde, der dem Einzelnen das Selbstbewusstsein nimmt! Wer sich anstellen muss, und dies immer wieder, der kommt letztlich zu dem Ergebnis, dass er oder sie nicht gebraucht wird und entsprechend nichts mehr wert ist.

IL: Und dies nachdem es in der DDR jahrelang Losungen gab, auf denen in etwa stand: „Ich bin Arbeiter und wer ist mehr?“ Man sah Bauarbeiter mit den Helmen auf Türmen und mit stolzem Blick. Aber die konnten doch auch stolz sein, es war ja doch nichts Konstruiertes, die schweren und großartigen Arbeiten, die gab es. Und was haben die nicht alles gebaut, mir wird das ja erst am Ende des Buches *Die Große Hamburger Straße* klar – unglaublich.

CG: Sie sprechen von Ihrem letzten Buch, aber bleiben wir erst einmal beim „Berliner Mietshaus“. In der erneuten Auflage aus dem Jahr 2002 findet sich ein Nachwort von Ihnen. Und Sie erinnern darin, dass der sachliche Ton Ihrer 32 Porträts bei seinem Erscheinen der Obrigkeit nicht gefiel, der „ungewohnt kühle Blick wurde bemängelt“. Es fanden sich in dem Buch darüber hinaus Fakten, die zwar in Familien bekannt waren, also in dem, was man kommunikatives Gedächtnis nennt, aber eben nicht im kulturellen, dem staatlicherseits gestützten Gedächtnis vorkamen. Ich denke etwa an eine Episode, da Bruno C. aus dem Vorderhaus davon erzählt, wie er nach dem Gespräch mit Ihnen nachts aufgeschreckt sei und an die Menschen gedacht habe, die im Krieg bei Wilna in den Wald geführt und von der SS erschossen wurden.

IL: Ich bin davon überzeugt, dass er damals jemandem von ihnen in die Augen gesehen hat.

CG: Er sagt aber: „[E]s war die SS, wir waren ja Wehrmacht.“ Also, vielleicht war es ein „Trick der Erinnerung“, denn spätestens seit der Wehrmachtausstellung 1995 wissen wir von den Verbrechen der Wehrmacht.

IL: Genau, aber damals, also, als ich das Buch schrieb, da glaubten wir das, und es sollte mich wohl auch beruhigen.

CG: Im „Berliner Mietshaus“ sind übrigens noch weitere Aspekte angesprochen, über die in der DDR damals eigentlich nicht gesprochen wurde. Es ist die Rede von

„Reichsdeutschen“, es sind nicht „Reichsbürger“ gemeint, von denen heute immer die Rede ist.

IL: Ja. Es ging um die „Reichsdeutschen“, die 1939 von Goebbels aufgefordert wurden, aus Rumänien nach Deutschland zu kommen.

CG: Genau. Das „Berliner Mietshaus“ berichtet von unbekanntem Schicksalen. Sie geben den Bewohnern eine Stimme und die Leser wiederum werden mit Lebensgeschichten konfrontiert, die unbekannt oder am Rande der gesellschaftlichen Verständigung stehen. Mir fällt spontan das Schicksal der Russlanddeutschen ein, von dem in der Gegenwart nach wie vor in Deutschland wenig bekannt ist. Bevorzugt kommen Russlanddeutsche in der Kommunikation dann vor, wenn davon die Rede ist, sie würden in der Mehrheit AfD wählen, was in dieser Pauschalität falsch ist.

IL: Das hängt natürlich mit dem Kalten Krieg zusammen, der heute erneuert wird. Als 2017 Veranstaltungen zum hundertsten Jahrestag der Oktoberrevolution geplant wurden, habe ich in einem Gremium, in dem ich mitarbeitete, ein Kolloquium zum Thema „Die religiöse Dimension der russischen Revolution“ vorgeschlagen. Das finde ich nach wie vor wichtig. Erstens, weil Russland heute wieder so religiös wird, und es zweitens kein Verständnis für die Orthodoxie gibt, diese geistige Dimension wird ausgeblendet. Es ging mir um die Sprengkraft dieser christlichen Religion. Das scheiterte an dem Einwand: Das ist doch Russland! Müssen wir uns mit Russland beschäftigen? Puuuuutin! Wenn geistig der Rahmen so eng wird, dann kann man auch über Russlanddeutsche nicht reden. Ich habe eine neue Überschrift für unsere Zeit, die jetzt beginnt, sie heißt „Bildung ist nicht nötig, Fahrrad fahren reicht“.

CG: Das „Berliner Mietshaus“, kommen wir erneut darauf, setzt etwas voraus. Man muss einen Zugang zu fremden Menschen finden können. Und ich frage das jetzt nicht zuletzt deshalb, weil das Grundprinzip auch für „Die Große Hamburger“ Straße gilt.

IL: Ja. Ich hatte durch die Reportagen für die *Wochenpost* gelernt, mit Menschen zu sprechen und einen Zugang zu ihnen zu finden, und das ist ein Schatz. Also, wenn man das kann, dann weiß man natürlich, was man daran hat, denn das ist einfach auch schön, das macht Freude.

CG: Das setzt aber mindestens zwei Dinge voraus. Erstens, dass man sich für Menschen wirklich interessiert, und zweitens, dass man zuhören kann.

IL: Ja. Und noch ein Drittes kommt hinzu, dass man auch von sich selber etwas preisgibt. Ein reines Abfragen ist da ausgeschlossen. Gerade diese wunderbaren Gespräche mit den alten Frauen, das geht gar nicht, wenn man nicht ebenfalls sagen kann, ich habe auch Kinder oder bei mir war das damals so. Ich muss etwas dazu geben, man kann sich nicht als der Überlegene darstellen, der von oben herab abfragt, wie ist es denn bei dir.

CG: Ein vierter Punkt, man darf sich nicht zu wichtig nehmen.

IL: Ja, ja natürlich.

CG: Das gehört dazu, denn sonst hat man kein Interesse und weiß alles schon.

IL: Ja, sonst würde man aber auch nicht losgehen. Die Leute, die sich so wichtig nehmen, die gehen nicht die Treppen hoch und klingeln, das ist ausgeschlossen, das würden die nie machen.

Das ist sowieso ein Punkt, man ist ja eigentlich in der Position des Bettlers, und darum war das *Berliner Mietshaus* in meinen Augen der Beweis dafür, dass die Behauptung über eine grauenhafte Stimmung der Unterdrückung in der DDR einfach so nicht zutrifft. Denn es war ja genau umgekehrt. Kaum war es anders, also nach 1989, gingen die Türen nicht mehr auf, die Leute wurden misstrauisch, wurden selber zu Fragenden: „Wer sind Sie eigentlich? Was machen Sie, gehen Sie weg, ich kenne Sie nicht“, und so ähnlich.

CG: Sie schreiben es, Anfang der 1980er Jahre haben die Leute Sie eintreten lassen, und sie haben sich geöffnet, sie hatten keinerlei Sorge, dass sie gewissermaßen missbraucht würden.

IL: Genau. Anfang der 1980er Jahre, herrschte eine große Offenheit. Natürlich nicht bei allen, ich habe es ja geschrieben. Es gab auch ein Interesse an mir und an der Sache. Wenn ich gesagt habe, ich will ein Buch schreiben über Leute eines Hauses, dann glaubten sie, dass sie wichtig genug sind. Die meisten sagten, „ja, ich kann was erzählen“. Die alten Leute natürlich („ich könnte selber ein Buch schreiben“), ist ja klar.

Und es herrschte natürlich auch etwas von Gleichheit. Die haben mich reingelassen, die haben sich nicht geschämt für ihre Wohnung. Das war alles ein Beweis für eine Gesellschaft – ich will nicht sagen – der Gleichheit – aber doch, in der Gleichheit angestrebt wurde oder jedenfalls Menschen nicht klein gemacht wurden dafür, was sie haben und wer sie sind. Das ist der Beweis und dass mit mir gesprochen wurde.

CG: Sie sagen es an einer Stelle in Ihrem Nachwort zu „Berliner Mietshaus“, Sie hatten immer das Gefühl, mit selbstbewussten Menschen zu sprechen und zudem hätten Sie das Gefühl der flächendeckenden Überwachung nirgendwo gefunden.

IL: Ja, das meine ich. Überwacht wurden Leute, die vielleicht dem System hätten schaden können oder für die Öffentlichkeit von Interesse waren. Das ist in der Gegenwart ganz anders, heute kann jeder sich mit dem Internet eine Öffentlichkeit schaffen, damals war das nicht so. Die Menschen in der Breite hat das mit dem Überwachen nicht so interessiert. Was hätten sie auch verraten sollen? Dass es regnet? Das ist doch lächerlich.

CG: Das, was Sie jetzt über Ihre damaligen Erfahrungen sagen und was das „Berliner Mietshaus“ als Dokument sowie mentalitätsgeschichtlich wichtig macht, das widerspricht gegenwärtigen Einschätzungen der DDR. Also, mal vereinfacht: Dass in der Ost-Diktatur überall unterdrückte Gestalten gelebt hätten, die hinterher, also 1989, auf die Couch gelegt werden mussten, weil sie durchweg traumatisiert waren.

IL: Genau. Was soll man zu solchen Einschätzungen sagen? Und es kommt noch etwas Anderes hinzu. Ich habe noch nirgendwo einen Roman gelesen, in dem es gelingt, beide Lebensweisen in Ost und West gegeneinander zu halten. Auch bei Uwe Johnson finde ich das nicht, auch nicht im *Dritten Buch über Achim*. (...)

CG: Da fällt mir derzeit auch kein Roman ein, der gewissermaßen auf parallelen Handlungssträngen eine Geschichte erzählt, die in Ost und West gleichzeitig spielt. Jedenfalls nicht in der deutschsprachigen Literatur, die bis 1989 erschienen ist.

IL: Aber das wäre ja wichtig, ein Buch, in dem von der Verschiedenheit erzählt wird. Johnson versucht es, aber er schafft es nicht, finde ich.

CG: In der Tat. Aber Uwe Johnson gelingt es in seinen Essays. Also etwa in „Berliner Stadtbahn“. Dort spricht er davon, dass die Grenze wie eine literarische Kategorie wirkt. Johnson zeigt in dem Text, was einer Person widerfährt, die in die S-Bahn im Osten einsteigt und in den Westen fährt. Da würde die Person gewissermaßen zwei Ordnungen vorfinden, ja zwei Kulturen, nach denen gelebt wird, hier wie da. Und er verweist dann auf Schemata, die das Denken und Schreiben in Ost und West beeinflussen, auf Klischees, auf politische Indoktrination. Das ist analytisch so scharf, wie es das in der deutschen Literatur ansonsten nicht gegeben hat.

IL: Ja, vielleicht, ich habe nicht so viele Bücher dazu gelesen, meine aber, man kommt mit Selbstaussagen oder in Essays nicht an die Problematik heran. Man muss ja eigentlich an dem Leben beteiligt sein. Johnson hat sicher unwahrscheinlich viele und zutreffende Beobachtungen, aber dazwischen liegen dann offenbar wirklich Welten. Also, wie hat sich der Mensch verändert im Osten und im Westen in den 40 Jahren? Es war zwar eine kurze Zeit, aber ich bin überzeugt davon, dass die Menschen doch anders geworden sind. Was denken Sie?

CG: Da stimme ich Ihnen zu. Auf jeden Fall. Man kann das an jenen erkennen, die jetzt 50, 60 oder 70 und älter sind. Die DDR-Prägungen führen natürlich dazu, dass die heutige Wirklichkeit vergleichend wahrgenommen wird. Durch das Leben in der DDR, in dem staatlicherseits zahlreiche Begrenzungen markiert wurden, es ideologische Vorgaben gab, Störungen ausgeschlossen werden sollten oder Eingriffe in das Privatleben existierten, sind die Ostdeutschen nun einmal in besonderer Weise in die Lage versetzt, zu vergleichen. Sie sind zu dem geworden, was man Komparatisten nennt! Sie praktizieren die Methode des Vergleichens. Und sie vergleichen auf Grund von Erfahrungen, die sie in der DDR und in den letzten 30 Jahren gemacht haben. Dazu gehört auch die Beobachtung, dass der Meinungskorridor enger wird oder eben das Verhältnis zu Russland, bei dem es deutliche Unterschiede zwischen Ost und West gibt. Und das ist vollkommen normal.

IL: Ja, Natürlich. Und das wird dann das Feld für Propaganda. Wo eben in eine bestimmte Richtung beeinflusst werden soll.

CG: Und in Verbindung damit kommt es auch dazu, dass neue Werte und Normen gesetzt werden sollen, denen man auf Grund der eigenen Erfahrung und der Kenntnis der Geschichte schlichtweg nicht zustimmen kann.

IL: Woran denken Sie jetzt?

CG: Etwa an Positionen, wonach Literatur (wieder) erziehen soll oder „Partei ergreifen“ muss. Oder in ihrer Autonomie beschnitten werden soll, weil sie vielleicht gegenüber der Wirklichkeit „unsensibel“ ist. Man stelle sich vor, Sie hätten versucht, in der „Hamburger Straße“ zu erziehen oder Partei zu ergreifen oder „sensibel“ mit der Wirklichkeit umzugehen.

IL: Das sehe ich auch so. Aber es ist wirklich für jemanden meiner Herkunft ein weiter Weg, bis man aus freien Stücken dahin kommt, überhaupt den Bereich zu sehen, der kunstwürdig ist.

CG: *Inwiefern meinen Sie das, wo fängt der Weg an und wo endet er?*

IL: Naja sagen wir mal, „du musst Partei ergreifen“. Da habe ich immer gleich „Nein“ gesagt, denn ich wollte das nicht, wieso auch. Es kommt ja schon in dem Buch *In Berlin* vor, wo mein Vater sagt, man muss sich bekennen. Und ich sage, du vielleicht, ich nicht! Ich bekenne mich zu gar nichts. Jedenfalls dann nicht, wenn man aufgewachsen ist mit Kunst, die sich in den Dienst einer Sache stellt. Für mich ist Majakowski ein gutes Beispiel. Können Sie ihn auf Russisch lesen?

CG: *Ja, ich kann ihn auf Russisch lesen.*

IL: Majakowski, das ist ja etwas Tolles, das ist Moderne, die Partei ergreift. Also etwa dieses Gedicht über den sowjetischen Pass.

CG: *Sie meinen das Gedicht „Verse vom Sowjetpass“?*

IL: Ja, wo es heißt „*cmotrite ssavidujte (seht und beneidet mich!)*“ – Ich – bin – Bürger der Sowjetunion! Das ist bombig. So ein Eindruck der Moderne, die sehr plakativ ist, dieses ozeanische Gefühl für das Ganze und das Pathos der Parteinahme, aber was sich dahinter auch verbirgt, ist eine fast schon sträfliche Vereinfachung und von da aus ist es ein weiter Weg zu kritischer Bescheidenheit. Denn die Gegenpositionen derer, die nur um sich selber kreisen, kann man ja auch nicht gut finden. Jedenfalls dann nicht, wenn man mit Majakowski anfängt. So einen Autor wie Eduard von Kayserling hätte ich ja nie für voll genommen! Das ist vielleicht auch eine Altersfrage, aber ich bitte Sie, irgendwelche adligen Witwen am Strand. Das wäre das allerletzte gewesen als Vorbild. Es ist schon ein weiter Weg. Und ich weiß auch gar nicht, wo ich jetzt stehe. Jedenfalls ist diese kommunistische Erziehung auch eine Erziehung zum Größenwahn in dem Sinne: Wir können alles regeln!

CG: *War dies so? Würden Sie das sagen, wenn Sie sich jetzt erinnern?*

IL: Ich denke schon, vielleicht nicht für mich persönlich oder in der Schule, aber letzten Endes läuft es doch darauf hinaus: Ein Mensch wie stolz das klingt, der Mensch kann ...

CG: *Alles bewältigen.*

IL: Natürlich. Ja, noch dazu der Mensch, der das Richtige mit den richtigen Leuten im richtigen Zusammenhang erkennt. Na, was soll da noch passieren? Das ist doch Größenwahn.

CG: Aber es ist auch für den Menschen etwas sehr Aufbauendes, vermittelt zu bekommen: Du schaffst es!

IL: Ja gut, aber so latschen auch alle Lemminge in die Grube.

CG: Das ist die mögliche Kehrseite!

IL: Also ich bin sehr dankbar, dass mir vor Jahren einmal von einer kirchlichen Stiftung eine Mitarbeit angeboten wurde, einzig auf Grund dessen, dass sie die Texte von mir gut fanden. Ich konnte mich mit Religionen auseinandersetzen, die sehr alt sind und auch die Kleinheit des Menschen verstehen. Und mir wurde einmal mehr bewusst: „Kind, bedenke wie kurz ist dein Leben! Und wenn du es schaffst, das für dich Passende zum richtigen Zeitpunkt zu tun und nicht erst mit 60 Jahren, dann ist dir schon viel gelungen.“ Das Leben ist doch sooo kurz, und was wird einem da von den Kommunisten alles übergeholfen, die ganze Menschheit. Das ist einfach lächerlich, und wenn man das versteht und dann noch einen Sinn hat, für Räume, für Licht, für alles Sinnliche, dann kann man nicht so lospoltern.

CG: Deswegen ist die Aussage aus Nikolai Ostrowskis Revolutionsepos „Wie der Stahl gehärtet wurde“ von 1934 so verkehrt nicht. Das war Schulstoff im Deutschunterricht in der DDR: „Das Kostbarste, das der Mensch besitzt, ist das Leben. Es wird ihm nur einmal gegeben.“

IL: Ja, das ist richtig, aber es geht dann so weiter, dass du auch die Ehre hast, ausgewählt zu werden, für ein Kamikazeflugzeug.

CG: Das steht im „Stahl“ so nicht.

IL: Nein, das nicht. Aber, dass man sich aufopfern soll.

CG: Stimmt. Es heißt weiter in etwa, dass man im Sterben zum Ergebnis kommen sollte, man habe das ganze Leben und alle Kräfte für das Schönste hingegeben, nämlich die Befreiung der Menschheit. Das ist das, was Sie gerade angesprochen haben, und wohl ein bisschen zu viel des Guten bzw. Hybris.

IL: Ja, deswegen hatte ich ja das Thema vorgeschlagen, mit der russischen Revolution. Diese Oktoberrevolution hat etwas mit dem Weg der Märtyrer zu tun, der Opferung für

die Menschheit. Meine Lebenssekunde setze ich ein. Das kapitalistische System ist da viel menschenfreundlicher. Bleibe stehen und schau, wie schön das da draußen ist. Ich lehne das nicht ab. Es ist bisher die Synthese nicht gefunden worden. Wenn ich alle Habenichtse auffordere mir zu folgen, dann werde ich auch eine entsprechende Dynamik erzeugen. Und wo das hinführt, das haben wir gesehen.

CG: Im Nachwort zum „Berliner Mietshaus“ schreiben Sie, dass Sie davon überzeugt waren, man müsse als Erzählerin nur die Wirklichkeit ernst nehmen und die Bilder, die die Wirklichkeit einem gewissermaßen vor Augen stellt, damit Literatur entsteht.

IL: Ja das ist wirklich ein wesentlicher Antrieb meines Schreibens bis jetzt gewesen. Schon für die Reportagen, habe ich lange mit den Leuten gesprochen und sie haben mit mir gesprochen. Ich war darauf immer sehr stolz, denn die Gesprächspartner haben mich ebenfalls ernst genommen. Da erzählen die ja viel mehr als das, was vielleicht wichtig ist – sagen wir mal – für den Aufbau eines Kraftwerkes oder für ihre Arbeit als Näherin an einem Band. Sie erzählen ja viel, viel mehr, und es war mir gleich klar, das gehört alles dazu. Die Frau, die es nicht geschafft hat, zum Frisör zu gehen und jetzt ist das Kind krank und alles Mögliche. Also, es muss ein dreidimensionales Bild entstehen. Ich habe mich sehr darum bemüht, das hinzubekommen, gerade auch im *Berliner Mietshaus*. Denn es war zuvor *Guten Morgen, Du Schöne* erschienen, das hatte eine riesige Presse. Wobei ich gar nicht weiß, wie das kam und wodurch.

CG: Maxi Wanders „Guten Morgen, Du Schöne“, der Band hieß im Untertitel „Protokolle nach Tonband“ und erschien 1977. Der Erfolg lag sicher auch darin begründet, dass es um Protokolle ging. Hier erzählten Frauen recht ungeschminkt von ihrem Alltag. Das war etwas Neues in dieser Form damals, ganz anders, als die tollen Frauenfiguren, die ansonsten in den Medien vorkamen.

IL: Es war Dokumentarliteratur, ja. Aber mich hat daran von Anfang an etwas gestört, weil ich ja die Situation des Interviews kannte. Nämlich, dass ich über die Nebenumstände überhaupt nichts erfahre. Das ganze Gespräch kann auf einem Klosett stattfinden, im Rollstuhl oder sonst wo – wenn die Frau das nicht selbst erzählt, dann denke ich vielleicht, das ist eine Turmspringerin, wenn die sich so darstellt. Also, ich fand es grundverkehrt, dass die Interviewerin sich herausnimmt und dass die Nebenumstände fehlen. Das geht aus meiner Sicht überhaupt nicht. Also, wenn ich das erlaube, dass ein Tonbandinterview – gewissermaßen aus dem Off, würde der Filmmensch sagen – eins zu eins gedruckt wird, das ist gleich etwas für die Tonne. So meine Sicht.

CG: *Warum, worin liegt das Problem? Bei „Guten Morgen, Du Schöne“ war ja anscheinend dennoch Vieles dabei, was Leser interessant fanden.*

IL: Mag sein, aber ich finde, da fehlt das Wichtigste.

CG: *Sie meinen die Stimme der Interviewerin?*

IL: Ja, auch, aber vor allem: Ich weiß nicht, wer spricht. Ich habe natürlich auch durch meinen Mann, Rolf Liebmann, der Dokumentarfilme gemacht hat und durchaus prägend war, für die Dokumentarfilmleute in der DDR, gelernt, wie man vorgehen muss. Er war wie ein Theoretiker, obwohl er das selbst für sich gar nicht in Anspruch genommen hat. Er war aufrichtig und gleichzeitig ein richtiger Intellektueller. Der hat immer wieder gesagt: „Leute, Ihr müsst zeigen, wer spricht!“ Denn es war ja im *Augenzeugen*, Defa-Dokfilm, meistens ganz üblich, ich sehe herrliche Getreidefelder, und darüber wird der Ton gelegt – „die Ernte ist in vollem Gange ...“ oder ähnlich. Die Getreidefelder können aber sonst wo sein, wer spricht, ist auch unklar – nein! Man muss zeigen, wer spricht und wo ich mich befinde.

CG: *Das machen Sie ja dann auch in einer bestimmten Weise. „In Berlin“, da spricht die Erzählerin permanent von „der Liebmann“. Es wird klar, wer erzählt. „Da geht die Liebmann mit Koffer und Plastikbeutel zur S-Bahn, unten im Tunnel ist eine Schiefer-tafel aufgebockt, Kreideschrift“. Also, die Umstände werden deutlich, die Person, die erzählt, ebenso.*

IL: Ja, es muss klar sein, wovon reden wir, wer sitzt da mit wem, usw., also es geht gar nicht anders! Zum Beispiel finde ich aus dem „Berliner Mietshaus“ das Portrait sehr schön mit der jungen Frau. Wo das Kind spielt, und die junge Frau sagt dann, dass sie sich schon wieder getrennt hat. Sie sei aus dem Urlaub gekommen, und habe schon vom Hof aus auf ihrem Balkon die schmutzigen Gläser gesehen, denn der Freund hätte in ihrer Abwesenheit ein Fest gefeiert. Dazu muss man doch sehen, wie sie da sitzt, so alleine und wie das Kind spielt, diese Einsamkeit, und der Stolz dann trotzdem.

CG: *Ja, Sie meinen das Porträt von Angela S. Ich habe es gestern noch einmal gelesen. Angela verdient gerade mal so viel, wie sie in einem Monat verbraucht. So in etwa heißt es im Porträt. Aber eine andere Frage: Würde Ihnen das Prinzip nahe sein, das Christa Wolf für sich entwickelt hat, „subjektive Authentizität“ nennt sie das. Also ein Ansatz, der darauf setzt, dass Autorin und Erzähler dicht aneinandergerückt sind?*

IL: Bei mir rückt das wirklich sehr stark zusammen. Das Buch *In Berlin* konnte ich nicht schreiben, bevor ich nicht den Dreh mit dem Erzähler gefunden hatte, also wie erzählt wird. Rückblickend finde ich jene Stellen am glaubwürdigsten, in denen ich mich von außen sehe. Und das ist *In Berlin* so. Ist das nicht völlig wahnsinnig? Ich wäre nie auf die Idee gekommen, aber die ganze Fremdheit der damaligen Situation, also zu Ende der DDR und um die Wende, um die es in dem Text geht, die steckt da drinnen. Das wusste ich damals nicht, und das wollte ich damals auch gar nicht ausdrücken. Ich wollte aber den passenden Erzählton finden. Und so ist „die Liebmann“ daraus geworden.

CG: *Ein vergleichbarer Blick findet sich übrigens auch bei Volker Braun. In seinem „Eisenwagen“, der Mitte der 1980er Jahre den Zustand jenes Gemeinwesens beschrieb, das einmal mit großen Hoffnungen in Gang gebracht worden war, heißt es in etwa so, ich glaube, das ist korrekt zitiert: „Ich entfernte mich experimentell von mir“ und dann stellt er sich einen Mann vor, der ihm von draußen zusieht. Es geht also um den „fremden Blick“, der ein analytischer ist.*

IL: Ja, ja, also da sind wir in eine Zeit gekommen, wo wir aus uns selbst herausgetreten sind. Wirklich zum Kotzen, aber was wir erlebt haben, das müsste man nochmal anders ausdrücken: Wir haben uns sehr viel abverlangt, aber die Umstände auch.

CG: *Sie meinen die Jahre bis 1989 oder wovon sprechen Sie jetzt?*

IL: Ja, ich meine diesen Übergang, diesen freiwilligen Übergang von Ost nach West. Im Grunde ist das freiwillig gewesen. Also, dass diese Vereinheitlichung stattfindet und dass man bereit dazu ist. Eigentlich geht das gar nicht. Daher ist *In Berlin* auch ein ganz komisches Buch, aber ich finde es toll, wie finden Sie das? *In Berlin*, also wie wirkt das, wenn Sie heute da reingucken?

CG: *Ich habe „In Berlin“ gelesen, als es erschien. Und es blickt auf die Endzeit der DDR und den Übergang. Die Darstellung der Verhältnisse ist treffend. So haben es viele empfunden. Obwohl Sie die Problematik zwischen „Gehen oder Bleiben“ anders entschieden haben. Sie sind 1988 nach Westberlin umgezogen, und von daher haben Sie einen anderen Blick, als jene, die in der DDR geblieben sind.*

IL: Ja, ich wollte damals mit der Zeit mitschreiben, ich habe das in der Neuauflage im Nachwort auch betont. Ich wollte mit der Zeit mitschreiben, weil ich dachte, es wird alles zusammenbrechen. Darum bin ich weggegangen. Und ich dachte, man kann, wie

das oft in solchen Zeiten ist, mit ansehen, was geschieht, auch sinnlich. Naja, es ist ja praktisch wie eine Operation am eigenen Körper.

CG: Da ist etwas dran. Obwohl Sie dann ja von außen geschaut haben. Sie waren ja nicht direkt dabei.

IL: Dennoch, das so aufzuschreiben, war eine unwahrscheinliche Anstrengung und eigentlich unbarmherzig. Aber ich muss noch einmal auf eine Frage kommen, die Sie zuerst gestellt haben und die ich nicht ganz beantwortet habe. Es ist so: Ich hatte die Fähigkeit, Gespräche zu führen und das auch einigermaßen zu formulieren. Dabei fiel mir auf, dass es dann Dinge gibt von dem, was Menschen erzählen oder was ihnen geschieht, die bereits perfekte literarische Erzählungen sind. Besser kann man es nicht machen. Das Leben selbst formt das so, wie wir uns das nie ausdenken können. Und die Bestätigung dafür habe ich bei Isaac Singer gefunden. Mein damaliger Freund hat mir dessen Erzählungen mitgebracht, die teilweise auch in der DDR erschienen sind. Die Erzählungen haben mich umgehauen, weil Singer das vollkommen begriffen hatte. Das geht sehr gut mit diesem Hintergrund der eingewanderten Juden, um die es geht, die in dieser modernen Stadt New York ihren Alltag hatten. Gleichzeitig mit einem Gedächtnis, das, wenn Sie so wollen, ein paar tausend Jahre zurückgeht und das zitierbar ist und mit einem Zuhörer, der das alles weiß. Das ist nach wie vor für mich die Messlatte für literarische Qualität. Das gelingt Singer natürlich nur mit seinem Wissen über die Welt.

CG: Genau, das ist natürlich für Literatur fundamental. Dass es ein Gegenüber gibt, das ein vergleichbares Wissen von der Welt hat. Nur so kann auch etwas wie ein Kanon entstehen, der weitergegeben wird. Ein kulturelles Gedächtnis. Aber, wenn dieses Wissen um die Welt und um die Geschichten zunehmend verschwindet, dann steht Literatur in Gefahr. Und mehr noch in dem Fall, da Geschichte „denunziert“ und einzig aus der Sicht der Gegenwart bewertet wird. Von daher ist vermutlich Singer heute den wenigsten bekannt, obwohl er den Nobelpreis bekommen hat.

IL: Vermutlich. Ich sage ja: Bildung ist nicht nötig, Fahrrad fahren reicht. Aber kennen Sie die Geschichte *Der Fatalist* von Singer?

CG: Das ist eine Kurzgeschichte, glaube ich.

IL: Ja, ich versuche, die Geschichte jetzt zu erzählen. Sie spielt in Polen. Vielleicht erinnere ich mich falsch. Also, es geht um eine Gruppe junger Leute in einer polnischen Kleinstadt. Der eine hat die große Klappe, er erklärt die Welt und sieht sich als Fatalist.

Was geschehen muss, geschieht, so seine Rede. Wirst du noch lange leben, fragen die anderen. Ja, sagt er. Dann kommt einer aus der Gruppe auf die Idee und sagt: „Na ja, in einer halben Stunde kommt der Zug. Dann leg dich doch auf die Schienen, wenn du weißt, dass du überleben wirst, dann macht dir das doch nichts.“ Ja, sagt er. Er legt sich hin, den Kopf auf die Schienen, die anderen warten und zittern. Der Zug kommt mit voller Fahrt und bleibt stehen. Der Fatalist steht auf und sagt: „Na seht ihr, ich sage es doch.“

CG: Eine Haltung, die einem – wenn man sie denn verinnerlicht – jegliche Aktivität nimmt. Man lässt alles geschehen. Aber inwiefern hat die Geschichte vom „Fatalisten“ mit Ihren Geschichten zu tun?

IL: Also das ist im Grunde die Essenz einer Novelle, und da dachte ich beim Lesen, was dir die Leute erzählen, ist doch eigentlich auch so. Die besten Geschichten haben eben eine Fallhöhe bis zum Tode, und die werden einem privat erzählt. Und das habe ich dann nie gewagt zu Literatur zu machen. Ich habe auch große Angst davor, weil unser Leben kurz ist, aber ob es ein zweites gibt und ob das vielleicht sehr lang ist, das wissen wir nicht. Wenn dann alle die Menschen, denen ich versprochen habe, ihre innerste Geschichte nicht zu schreiben, auf mich zukommen, dann bin ich der Hölle sicher. Und das möchte ich auf keinen Fall. Also, wenn einer gesagt hat, das wird nicht geschrieben, dann habe ich das nicht geschrieben. Darum sind die besten Geschichten nicht erzählt!

CG: Es gibt in der Tat Geschichten, die man vielleicht nur deshalb mitgeteilt bekommt, weil es eine Vertrauensbasis gibt oder weil die aktuelle Situation die – sagen wir – Hemmschwelle herabsetzt oder vermutlich eben Beides. Die kann man dann nicht weitergeben, die bleiben weiterhin verschlossen.

IL: Ja, ich kann das nicht. Es hat Erzählungen gegeben, gerade von den Älteren, wo es um so viel Herzeleid ging, Erlebnisse, mit denen man nie fertig werden kann, auch von der Dramatik her. Da könnten heute welche kommen und die machen daraus ein Hörspiel oder Theaterstück. Abscheulich. Ich hätte das nie gewagt.

CG: „Herzeleid“, das ist ein Wort, das auch in Ihrer „Großen Hamburger Straße“ mehrfach vorkommt. Auch da geht es um Geschehnisse, mit denen man eigentlich nicht fertig werden kann. Aber das Wort allein lässt ahnen, was sich dahinter verbirgt, an Leid und Trauer.

IL: Ja, und ich finde auch, das ist ein wunderschönes deutsches Wort, das überhaupt nicht mehr benutzt wird. Wir haben eine so amerikanisierte Sprache, die alles glattbügelt. Arbeit ist Job, Kinder sind Kids, und das macht etwas mit der Sprache. Noch einmal: Nein, das hätte ich nie gewagt. Und darum sind die besten Geschichten keine wirklichen Novellen geworden. Aber mein Ideal war so: Wenn sich eine Tür öffnet, dann muss etwas Erzählbares vorgefunden werden, also von mir. Das Erzählbare, das ist meine Aufgabe.

CG: Lassen Sie uns noch einmal auf „In Berlin“ zurückkommen und ‚die Operation am offenen Herzen‘, von der Sie gesprochen haben. Für Uwe Johnson und viele Autoren nach ihm war die Frage „Gehen oder Bleiben“ eine ganz entscheidende. In den Westen gehen oder im Osten bleiben. In der „Großen Hamburger Straße“ führt die Ich-Erzählerin ganz zu Anfang ein Gespräch mit Eva. Und die Eva fragt, nein, sie ruft: „Wie blöd sind wir denn gewesen!“ Und in gewisser Weise vorwurfsvoll: „Mutti hätte es wissen müssen.“ Darauf kontert die Ich-Erzählerin, also Irina: „Die hast du doch damals extra rübergeschickt in den Westen.“ Also damit sie ihr nachreisen darf. Der Weg in den Westen war also für diese beiden oder diese drei Frauen nicht der richtige?

IL: Es hat auch Gründe gegeben, aber ich will das jetzt nicht ausführlich schildern. Ich sehe immer mehr, dass der Grundirrtum bei diesen Fragen darin besteht, dass überhaupt nach Ost und West gefragt wird. Und das meint dann, ich hätte mich zu entscheiden für die andere Seite, für das System im Westen, für die andere Lebensweise. Der Westen, der Osten, durch Nacht zum Licht, aus dem Niederen zum Höheren usw. – ich meine, dass diese Etikettierung Ost-West auf ein menschliches Leben gar nicht anwendbar ist.

CG: Aber es sind doch ganz unterschiedliche Lebensweisen.

IL: Ja, aber ich muss mich ja vielleicht nicht für die Lebensweise entschieden haben, sondern nur für einen Ort oder für einen Menschen. Und dann kommen immer diese Rechtsträger an und sagen, du hast dich für mich entschieden, du gehörst mir, jetzt steht da gleich der Journalist und der schreibt das auf, du hast dich für uns entschieden und nach 20 Jahren kommt die Frage: War die Entscheidung richtig oder war sie falsch. Aber: Ich habe mich überhaupt nicht für ihn entschieden. Das sagt auch Johnson. Er hat sich nicht für den Westen entschieden. (...)

CG: *Ja, ich verstehe was Sie meinen. Sie meinen, dass die Entscheidungen, die letztlich sehr persönliche sind, von den Systemen und ihren Vertretern als Votum für das von ihnen verwaltete System genommen werden.*

IL: So ist es. Es ist unmöglich und unverschämt, dass alles, was in einem bestimmten Zeitraum geschieht, diese Verwalter sich an die Brust heften.

CG: *Das hängt aber mit der Situation in Deutschland zusammen, dem Kalten Krieg, der sogenannten Systemkonfrontation. Und natürlich einem schrecklichen Krieg und dem Holocaust zuvor.*

IL: Die Situation in Deutschland ist wirklich eine tragische gewesen und vielleicht heute noch. Das ist nun einmal so nach zwei großen und verlorenen Kriegen, wo keine Familie ungeschoren bleibt, mit besetzten Territorien, mit einem verkleinerten Land. Hier gibt es keine Lebensgeschichte, die davon nicht betroffen wäre. Ja, wer soll denn da jubeln, wo soll denn der richtige Ort sein zum Leben. Das muss doch ein völlig vernagelter Idiot sein, der sagt, ich war hier immer Oberförster, es war hier immer schön, leider blüht an dieser Ecke keine Orchidee mehr. Mehr kann ich dazu eigentlich nicht sagen. Aber selbst dort, und ich kenne das in manchen Forsten, wo wir durch den Wald Pilze suchen gegangen sind, und da ging es immer hoch und runter. Irgendwann habe ich gefragt: Warum geht das hier immer hoch und runter im Wald? – Na, das war ein Übungsgebiet für die Flieger! Das sind alles Bombenkrater, haha im schönsten Frieden! Im schönsten Frieden haben sie geübt und im schönsten Frieden haben wir dort Pilze gesucht. Also, das kann mir keiner erzählen, dass Deutschland jetzt der passende Ort ist, wenn man irgendwo bleiben will. Und, wenn ich woanders bin, dann bin ich halt fremd. Das kann mir in diesem kurzen Leben auch nicht gefallen.

CG: *Das kann man so sehen. Aber dennoch ist es doch so, dass man sich rückblickend schon fragt, wann und wo Entscheidungen richtig waren für einen selbst. Ich will jetzt nicht diesen fast schon unangenehmen Begriff Evaluation gebrauchen. Aber es macht doch die Spezies Mensch aus, dass sie nachdenkt, dass sie erinnert, dass da ein autobiographisches Gedächtnis existiert. Also gibt es schon Fragen, die sich etwa die Eva rückblickend stellt, nämlich die, ob man gehen musste.*

IL: Naja, rückblickend ist es so, dass keiner wissen konnte, was geschieht. Das schreibe ich auch im Nachwort zu *In Berlin*. Man konnte allerdings wissen, dass der Staat bald

zusammenbricht. Rückblickend muss ich sagen: Für mich, aber das dürfen Sie nicht weglassen, für mich war es ein sehr großer Fehler. Es war ein sehr großer Fehler.

CG: Würden Sie es begründen wollen, warum?

IL: Ja. Man kann sich nicht entwurzeln in diesem Alter.

CG: Es hat bei Ihnen aber insgesamt, zumindest von außen betrachtet, geklappt.

IL: Ja. Mir ist dennoch einiges gelungen, und zwar wirklich nur durch eigene Arbeit. Ich musste nicht einmal putzen gehen. Insofern: Ich habe viel Glück gehabt, aber ich hatte auch viel Hilfe. Dafür bedanke ich mich gerne überall und mein letztes Wort in dem Buch ist ja auch Dankbarkeit. Das finde ich, das kommt überhaupt zu kurz in Deutschland. Aber dennoch kann ich für mich sagen, der Wechsel von Ost nach West, er war für mich falsch. Es war richtig doll falsch.

CG: In „Letzter Sommer in Deutschland“, um auf diesen Text zu kommen, geht es auch um die Sowjetunion. Konkret um den Zweiten Weltkrieg und die sowjetischen Soldaten. Die Ich-Erzählerin ist in Seelow. Der Ort ist ja für Ostdeutsche, jedenfalls für die meisten, gekoppelt an die Seelower Höhen, also die grausige Schlacht zu Ende des Zweiten Weltkrieges Mitte April 1945. Also, die Ich-Erzählerin stellt fest, dass da auf den Tafeln immer von den Opfern die Rede ist, was in einer Hinsicht stimmt. Aber sie sagt zu Recht, dass doch Deutschland das Ganze angefangen hat. Ich habe die Stelle hier. Und dass mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges „ein großes Verbrechen zu Ende gewesen sei, und das könnte doch an einer Stelle auch mal deutlich gesagt werden, verdammt nochmal“.

IL: Ich weiß, da ist in Seelow diese Gedenkstätte. Das ist so. Und das kommt so menschlich daher dieser ganze – wie sagt man – Therapeutenstandpunkt. Auch deine Mutter war Opfer, wenn sie dich geschlagen hat, von etwas Anderem. Man darf nicht urteilen, man darf nicht richten, das wird alles so schön zusammen gemischt. Und na klar, alle sind Opfer. Naja irgendwo muss es auch einmal gut sein.

CG: Das mag sein, aber man darf Ursache und Wirkung nicht vergessen. Wie sagt die Ich-Erzählerin. Deutschland hat das Ganze angefangen. Und das wird ja ansonsten permanent und mit Recht immer wieder betont.

IL: Nee, darf man nicht, und man darf auch nicht die Verantwortung für die Tat des Einzelnen vergessen. Immer im großen Rahmen erzählen, das hat ja die DDR gemacht.

Ich habe mal so einen Artikel geschrieben darüber, und dass wir über das Jahr 1933 immer in der Schule gelernt haben: „Und dann kamen die Faschisten.“ Und da habe ich geschrieben: „Ja, woher kamen die denn, Oma war es nicht und Opa war es auch nicht. Plötzlich waren überall Faschisten.“

CG: Was die Erzählerin sagt, das war so um 1997! Die Gegenwart sieht da noch ein wenig problematischer aus. Nehmen wir nur einmal den 8. Mai in diesem Jahr, also 2020. Den Tag der Befreiung, der in der Bundesrepublik bis in die 1980er Jahre ‚Tag der Kapitulation‘ hieß. Wenn man die sich abzeichnenden Tendenzen bei der Bewertung des Zweiten Weltkrieges fortsetzt, dann haben in einigen Jahren einzig die Amerikaner den Krieg gewonnen und die Deutschen von Hitler befreit, mit kleinen Anteilen noch die Engländer und Franzosen.

IL: Ja, das hat sich schon vor zehn-fünfzehn Jahren angedeutet. Der Anteil der Sowjetunion am Sieg über den Faschismus wird permanent verkleinert bzw. umgedeutet. Ich sehe das als Teil einer im Unterschied zur Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg grundlegend veränderten Sicht auf die europäische Kultur. Eine solche Sichtweise hat es noch niemals zuvor gegeben, sie lautet: Russland gehört nicht zur europäischen Kultur, und die Sowjetunion schon gar nicht. Mir fällt auch auf, dass selbst die Bezeichnung „Sowjetunion“ inzwischen kaum irgendwo in einem Text auftaucht. Der Name wird, wenn möglich, umschrieben. Oder eben weggelassen.

CG: Kommen wir einmal auf das Erinnern, das spielt in allen Ihren Texten eine Rolle. Ich denke an eine besondere Stelle, die wiederum einen Bezug zu Uwe Johnson möglich macht. In dem Buch „In Berlin“ gibt es eine Stelle, wo die Liebmann einen Zaun vor sich sieht, es ist Biesdorf und ein Maschendrahtzaun. Und da steht sie am Gartenzaun, ein Kind von drei Jahren. Das ist Johnson, sozusagen, „das Kind, das ich war“. Letztlich geht es um Ihren Vater, Rudolf Herrstadt, und was der dem Kind, also Ihnen, erzählt. Hier die Stelle, ich lese sie mal an: „die Liebmann weiß noch genau wie sie seine Hand hielt und neben ihm ging und alles hörte und alles vergaß, hörte und vergaß.“

IL: Ja, aber das war später. Der Zaun, das war meine erste Erinnerung an Berlin, die Spaziergänge gehören in eine spätere Zeit, und da geht es um Erlebnisse meines Vaters. Mein Vater erzählt mir Dinge, die ich nicht verstehen konnte. Darum hat er es mir ja erzählt, weil es in der Form niemand hören sollte wahrscheinlich, er hat bestimmt laut gedacht. Da war etwa die Sache mit den tschechischen Freunden, die man zum Tode

verurteilt hatte. Die waren vorher noch in der Emigration. Dazu gehört Ludwig Frejka. Er wird in Prag hingerichtet.

CG: Sie meinen im Slánský-Prozess, der nach dem Muster der Moskauer Schauprozesse angelegt war. Das war 1952 in der Tschechoslowakei. Da spielte auch Noel Field eine Rolle.

IL: Ja, 1952. Mein Vater kannte viele dieser Leute, viele waren Freunde. Ich komme darauf, weil mein Vater die aus der Vorkriegszeit kannte, und einige dann aus der Emigration in der Sowjetunion. Dann muss er 1952 lesen, dass das alles Verräter sind, wie soll er damit fertig werden? Also hat er mir etwas erzählt, Dinge, die ich überhaupt nicht verstehen konnte. Aber eines war klar, was er mir erzählt hat, das war immer Drama und zwar richtiges Drama! Die Geschichten enden mit dem Tod, das ist Shakespeare! Diese Lebensgeschichten der Kommunisten, die sind wirklich unglaublich.

CG: Und diese Geschichte, die hat Ihnen Ihr Vater erzählt? Sie waren 1952 etwa 8 bis 9 Jahre alt.

IL: Nein, es war später, als wir schon nicht mehr in Berlin lebten, und er in einem Archiv arbeiten musste, da hatte er Zeit. Und er musste laufen, er hatte ja bloß noch eine Lunge. Wie er das überhaupt gemacht hat, mit offener TBC nach dem Krieg, diese viele Arbeit Tag und Nacht für seine Partei, die ihn dann verraten hat, das weiß ich nicht.

Er musste jedenfalls laufen, an die Luft, und ich bin immer sehr gern mitgegangen. Und was ich davon als Kind hatte, war wahrscheinlich ein Zugang zu einer großen Welt. Shakespeare, die Königsdramen, zwar mit anderen Namen, aber immer wirklich volle Pulle. Unglaublich, wirklich unglaublich und darüber erzähle ich auch ein wenig in dem Buch *Die freien Frauen*. Dieser Widerspruch, Shakespeare-Tragödie einerseits, aber es gibt eben auch schöne Episoden in dem Buch.

CG: Ja, natürlich. Leben besteht nicht nur aus Shakespeares Tragödien. Aber das, wovon Sie sprechen, also die Gespräche mit Ihrem Vater, das sind natürlich Erfahrungen, die Sie geprägt haben. Bewusst und unbewusst. Man spricht nicht umsonst davon, wie wichtig die sogenannten Primärerfahrungen sind.

IL: Ja, vieles wird unbewusst weitergegeben. Wie Sie schon gesagt haben, dass ich überall nach einem Café suche, zum Beispiel. Und in dem Buch *Die freien Frauen* lande ich dabei in Katowice – ohne zu wissen, dass dort auch mal Verwandte von uns gelebt haben – am Bahnhof.

Bevor ich das schrieb, war ich aber schon einmal mit Freunden dort, nachdem ich Döblins Buch *Reise in Polen* gelesen hatte. Ich wollte auch so eine Reise machen wie Döblin und darüber schreiben. Das war 1980. Aber auch damals wollte ich schon immer nach Katowice, und ich wusste nicht, warum. Und erst als ich dort war, dachte ich dann plötzlich an meinen Vater, an diese Orte, diese Treffen und diese Leute, die erst mal keiner kennt und die dann plötzlich in der Weltpolitik wichtig werden. Kattowitz war genauso ein Ort dafür.

CG: Kasan ist auch so ein Ort für Sie. In „Drei Schritte nach Russland“ spielt die Stadt in Tatarstan eine wichtige Rolle. Zu vermuten ist, dass es auch nach Kasan persönliche Verbindungen gibt, ja eine genetische Spur.

IL: Nicht unbedingt, ich fuhr nach Kasan wegen der Gottesmutter. Mich hat das orthodoxe Christentum interessiert, und ich wollte das sehen. Das ist ja auch eine wunderbare Stadt.

CG: Wir kommen jetzt aber endlich auf „Die Große Hamburger Straße“. Die Ich-Erzählerin in ihrem Roman erinnert sich an den Elan der Bauarbeiten in der Innenstadt Anfang der 1950er Jahre. Damals ging es noch um ganz Berlin und da „hieß der Elan auch Fortschritt“. In den 1980er Jahren „wussten wir nichts mehr davon. Vergessen“, notiert die Ich-Erzählerin. Haben Sie eine Antwort, warum das so war mit dem Vergessen?

IL: Der Aufstand vom 17. Juni hat den für viele doch recht positiven Neubeginn im Osten überschattet und führte zu einer weiteren Steigerung des Kalten Krieges. Der fand ja vor allem im geteilten Deutschland statt, und die Stalinallee, zuerst der Inbegriff von Neuaufbau und Fortschritt, wurde dann zum Symbol der streikenden Bauarbeiter und von da an aus westlicher Sicht, und die war sehr präsent, systematisch der Lächerlichkeit preisgegeben – stalinistische Machtarchitektur. So der Vorwurf des Westens, wo ja auch der Alltag bereits wohlhabender war, also angenehmer. Da galt dann als Fortschritt, was man sich alles für das Westgeld kaufen konnte.

CG: Später ist von einem „Loch im Geist“ die Rede. Die Ich-Erzählerin nutzt dafür einen – wie ich finde – eindrucksvollen Vergleich. Das sei so, als ob jemand einen Stöpsel aus der Badewanne zieht. Das Wassers fließt ab. In diesem Fall geht es aber um das „Abfließen“, das „Ausdünnen“, das „Verschwinden einer ganzen Kultur“. Einer Kultur, „von der man noch gestern geglaubt hat, dass sie endlos“ sei. Gemeint ist, so

lese ich das, die ostdeutsche Kultur. Das Verschwinden einer Kultur, „ihrer“ Kultur, das macht aber mit den Menschen etwas, bewusst oder unbewusst. Und ganz egal, wie sie zu dieser Kultur standen.

IL: Ja, so ist das auch gemeint. Zuerst ist von diesem Verschwinden, Ausdünnen nicht so viel zu spüren, es tritt ja immer etwas anderes an die leere Stelle, aber nach einer längeren Zeit bemerkt man einen Verlust. Im Deutschen gibt es für dieses Erlebnis ein wunderbares Wort: Man wird es gewahr.

Das kann ein schockierendes Erlebnis sein: Plötzlich bemerke ich, da fehlt etwas, etwas Wichtiges. Aber was ist es nur? Was war es? Man gerät direkt in einen Zustand der Verwirrung. Ilja Ehrenburg nennt diesen Zustand in seinem Buch *Visum der Zeit* (und da schreibt er über den Anfang des 20. Jahrhunderts, wo ja ebenfalls ganze Welten versanken) „quälend“. „Quälend, wie ein Gedächtnisverlust.“ Genau das ist es. In meinem Buch *In Berlin* beschreibe ich das ziemlich ausführlich. Da steht dann auch der Satz: „Es ist etwas Furchtbares geschehen, aber ich weiß nicht, was.“

CG: Etwas theoretischer formuliert: In Arbeiten zum Gedächtnis ist die Rede davon, dass Kultur sich dem Gedächtnis als der Fähigkeit verdankt, durch das „Erinnern des Bedeutsamen“ und das Vergessen von Nicht-Bedeutsamen bzw. Zufälligem sogenannte Sinnwelten zu erzeugen. Das kollektive Gedächtnis würde bei solchen Akten jene Teile erinnern, die eine Gemeinschaft und eine kollektive Identität stiften. Wenn man das auf die letzten 30 Jahre überträgt, dann stimmt da etwas nicht so recht. Denn das Nicht-Bedeutsame, das sind die ostdeutschen Anteile. Wenn diese Teile ausgeschlossen, vergessen oder – nicht viel besser – verzerrt oder permanent nur abgewertet werden, kann das nicht ohne Folgen bleiben. Auch davon erzählt die „Große Hamburger Straße“.

IL: Ja. Es ist heute schon zu beobachten – Spaltung. Eine Spaltung. Verwendet man aber dieses Wort dafür, ist man genau in der Welt des gespaltenen Deutschlands, von dem in meiner Kindheit und Jugend so viel die Rede war. Immer sollte die Spaltung Deutschlands überwunden werden, das wurde auf beiden Seiten der Grenze angestrebt. Heute ist wieder davon die Rede, es wird auch auf Ursachen verwiesen, die Sie ja hier auch nennen, und doch wird eine Einheit auf diese Weise der Fehlersuche nicht gelingen, denke ich. Ich sehe in der Kultur der Linken ebenso wie in der bürgerlichen Kultur einen richtigen, tiefen ‚Webfehler‘, so will ich es mal nennen. Beide sind vollständig auf das Negative fixiert, auf das, was falsch war, was man verbessern muss, usw. – ja, und? Das wird doch niemals enden, diese ganzen billigen Triumphe. Wir haben etwas

verlernt, oder nie gewusst, im Galopp verloren seit der Französischen Revolution, und das ist die BRÜDERLICHKEIT. Es lohnte sich, darüber einmal nachzudenken.

CG: In der „Großen Hamburger Straße“ wird Vergangenes erinnert, dabei helfen Adressbuchauszüge, Straßenpläne, eigene Tagebuchnotizen. Dokumente sind für Sie schon immer wichtig gewesen, um ein Bild von vergangenen Zeiten zu gewinnen und sich erinnern zu können. Es ist so, dass durch das Miteinander der unterschiedlichen Dokumente gewissermaßen Zeit-Schwingungen erzeugt werden, die Vergangenes und Gegenwärtiges verbinden.

IL: Ja, das war unbedingt mein Ziel. Ich arbeite immer mit den Elementen der Wirklichkeit, so wie ich sie vorgefunden habe. Und das Thema des Buches ist tatsächlich die Zeit.

Zuletzt begegnet sie mir ja auch als Person, als eine unsympathische, böse Figur, für die wir alle nur Material sind. Sie arbeitet in der Tiefe, und wir, mit unserem kurzen Leben sollten ihr aus dem Weg gehen, denn wir können uns mit ihr nicht vergleichen.

CG: Eine zentrale Rolle spielt auch das Erinnern an die jüdischen Bürger, die ab 1942 am helllichten Tag verladen wurden, alle haben es gesehen, es geschah vor den Augen der Öffentlichkeit. Aber daran wollte später keiner erinnert werden. Eine alte Frau gehört zu den wenigen, so heißt es im Text, die sich erinnern wollten „und ich soll aufschreiben“. Die Ich-Erzählerin als jemand, die das Gedächtnis bewahrt durch Aufschreiben!

IL: Ja, natürlich. Diese verschütteten oder verborgenen Enden von etwas, von langen Lebensgeschichten, habe ich immer wieder gesucht und selten gefunden. Das menschliche Gedächtnis ist eben auch selektiv. Was ich nicht wissen will, das sehe ich nicht, und was ich nicht gesehen habe, kann ich auch nicht wissen. Mit den Bettlern heute ist es ja genauso – ich wende mich ab und schon sind sie weg!

CG: Die Jury hat in ihrer Begründung für den Uwe-Johnson-Preis für die „Große Hamburger Straße“ geschrieben, dass in dem Text eine Art Prosanetz geflochten wird, in dem unterschiedliche Zeitebenen kunstvoll miteinander in Verbindung stehen, und die Spanne reicht vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart.

IL: Ja, es hat eine bestimmte Struktur. Jeder Text braucht eine Struktur, das möchte ich eigentlich an jede Wand schreiben für die sogenannten Prosaiker, also auch sie brauchen eine Struktur. Klarheit.

CG: *Sie haben lange darüber nachgedacht, wie die Struktur aussehen soll. Das ist mit Sicherheit kein Zufall gewesen.*

IL: Wenn man so nah an der Realität arbeitet, dann entspringt die Struktur ja der Realität. Also erstens: Warum liegt dieser Stapel Papier immer noch vor mir, und zweitens: Wer spricht?

Also ich komme mit der Straßenbahn aus Pankow in diese Straße, und ich fahre wieder zurück, das ist die eine Ebene und die andere ist, was steht in den alten Aufzeichnungen, und wie sehe ich das heute? Das ist ganz einfach.

CG: *Genau die Vernetzung der unterschiedlichen Zeitebenen.*

IL: Ja und dadurch – so hoffe ich – wird es für den Leser leichter. Und mir gefallen die Straßenbahnfahrten wirklich gut.

CG: *Wenn man ihre Bücher so beisammen sieht, dann sind die auch miteinander vernetzt, eines ergibt sich aus dem anderen, und es finden sich Querverbindungen.*

IL: Ja. Wenn ich das jetzt so sehe, die Bücher, da gibt es wirklich einen logischen Zusammenhang, das ist doch schön, dass nichts so krampfhaft gesucht ist.

Kurzbiographien

Carsten Gansel ist Professor für Neuere deutsche Literatur und Germanistische Literatur- und Mediendidaktik am Institut für Germanistik der Justus-Liebig-Universität Gießen, Mitglied des P.E.N.-Zentrums Deutschland. Lehr- und Forschungsschwerpunkte: Deutsche Literatur des 19.–21. Jhds.; System- und Modernisierungstheorie; kulturwissenschaftliche Gedächtnisforschung; Medien- und Filmanalyse; Popkultur und Adoleszenzforschung; Narratologie. Er ist Mitherausgeber zahlreicher Reihen, darunter gem. mit Stephan Pabst *Deutschsprachige Gegenwartsliteratur und Medien (DGM)* (V & R); *Lessing im kulturellen Gedächtnis* (V & R). Letzte Publikationen als Hrsg.: *Trauma-Erfahrungen und Störungen des ‚Selbst‘. Mediale und literarische Konfigurationen lebensweltlicher Krisen*. Berlin 2020: de Gruyter; *Deutschland und Russland – Topographien einer Beziehungsgeschichte*. Berlin 2020: Verbrecher Verlag.

Irina Liebmann ist Diplomsinologin und arbeitete nach Abschluss ihres Studiums als Redakteurin zu Fragen der Entwicklungsländer in der Zeitschrift *Deutsche*

Außenpolitik. Seit 1975 ist sie freie Autorin. Sie veröffentlichte Alltagsreportagen in der Zeitschrift *Wochenpost*; Hörspiele, Dramen und Prosa. Wichtige Publikationen: *Berliner Mietshaus* (1982), *Mitten im Krieg. Erzählungen* (1989), *Quatschfresser. Theaterstücke* (1990), *In Berlin. Roman* (1997), *Letzten Sommer in Deutschland. Roman in rhythmisierter Prosa* (1997), *Wäre es schön? Es wäre schön! Mein Vater Rudolf Herrnstadt. Biographie* (2008), *Die schönste Wohnung hab ich schon, was soll denn jetzt noch werden? Gedichte* (2010), *Drei Schritte nach Russland. Roman* (2013), *Das Lied vom Hackeschen Markt. Drei politische Poeme* (2013), *Die Große Hamburger Straße* (2020). Irina Liebmann ist Mitglied der Akademie für Sprache und Dichtung.